Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 28 (1948-1949)
Heft: 6

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

★ Bücher-Rundschau ★

Redaktion: Dr. F. Rieter

Neue Wege zu Gotthelf

Ein voreiliger Literat hat kürzlich behauptet, die Gotthelf-Renaissance, wie sie seit der Zeit vor dem ersten Weltkrieg andauert, sei im Abflauen begriffen. Die Tatsache, daß sozusagen kein Monat vergeht, da nicht irgendeine Publikation über den großen Berner erscheint, dürfte die Bemerkung Lügen strafen. Auch heute noch bleibt der Forschung viel zu tun übrig, solange hunderte von Predigten sozusagen ungenützt brachliegen — die wissenschaftliche Gesamtausgabe läßt erstaunlicherweise dem ersten Predigtband den angekündigten zweiten nicht nachfolgen — und solange die geistigen Grundlagen des Dichters so wenig abgeklärt sind. Auch besteht kein Zweifel, daß Gotthelfs Werke erst jetzt in die Breite unseres Volkes zu wirken beginnen — durch Radio und Volkshochschulen sinnvoll gefördert — während man zugleich feststellen muß, daß er dem deutschen Volk im Laufe des letzten Jahrzehnts sozusagen verloren gegangen ist. Hier gilt es, kostbarstes Gut für ein geistig leidendes Volk zu aktivieren.

Als wertvollster Beitrag darf mit Fug das Erscheinen des ersten *Briefbandes* bezeichnet werden — es sollen noch drei weitere folgen —, welcher in rein chronologischer Anordnung die Briefe aus den Jahren 1814 bis 1838 umfaßt [1]). Von den insgesamt 167 Briefen und Brieffragmenten von und an Gotthelf sind hier 55 zum ersten Mal abgedruckt. Da auch von den übrigen ein großer Teil heute schwer zugänglich ist, wurde damit der Forschung ein wesentlicher Dienst geleistet. Der Band wurde von *Kurt Guggisberg,* der seit dem Tode Bloeschs und Hunzikers den wissenschaftlichen Nachlaß betreut, und von *Werner Juker* umsichtig besorgt und läßt hinsichtlich Textgestaltung und Kommentierung wenig zu wünschen übrig; er reiht sich würdig an die vorzüglichen editorischen Leistungen, die diese Ausgabe bis jetzt gezeitigt hat.

Jedenfalls ist der Band geeignet, einer künftigen Gotthelf-Biographie neue Lichter aufzustecken, umfaßt er doch gerade jene Epoche, in welcher in äußerst langsamem Reifungsprozeß aus dem Seelsorger der Dichter wurde. Hier wie nirgends bestätigt sich, was man bei Gotthelf nicht immer mit Bereitwilligkeit anerkannte: die Herkunft seiner Schriftstellerei aus dem Geiste der Erziehung, aus dem Geiste Pestalozzis. Die 45 Briefe an das bernische Erziehungsdepartement, die Bemühungen um die Volksschulen seiner Wirkungskreise und um die Armenerziehungsanstalt Trachselwald entspringen nicht nur einem amtlichen Pflichteifer, sondern sind Ausdruck eines furor paedagogicus, von dem er schon in den ersten Studienjahren, in der Vikariatszeit, ja, selbst während seines Aufenthalts in Göttingen Zeugnis ablegt. Während ihn theologische Streitfragen immer seltener berührten, haben ihn die Probleme der Erziehung leidenschaftlich erregt. Hier läßt er sich nicht selten zu einem Ton hinreißen, der auf die übergeordneten Instanzen verletzend wirkte. Sein Hang zu unbedingter Wahrhaftigkeit verwirft alle Rücksichten: «Aber bald siegte meine alte Gewohnheit, wahr zu sein statt höflich, wo beides sich nicht miteinander vereinen läßt» (115). Welche vielfältige praktische Tätigkeit im Dienste der Erziehung und der Seelsorge seine Tage ausfüllte, mag eine Briefstelle des Jahres 1836 — des Jahres, in welchem sein Erstling, der «Bauernspiegel», entstand — beleuchten: «Ich nehme mir die Freiheit, anzuführen, daß dieses laut Kontrolle das 459. Schreiben oder Brief ist, den ich in diesem Jahr (am 21. November) ausfertigte, und Privatkorrespondenz habe ich keine» (218).

---

[1]) Jeremias Gotthelf: Briefe. Erster Teil. Vierter Ergänzungsband der sämtlichen Werke in 24 Bänden. Bearbeitet von K. Guggisberg und W. Juker. Rentsch, Erlenbach-Zürich 1948.

Gotthelf hat das Briefschreiben nie um seiner selbst willen gepflegt, da er «keiner der Narren war, die das Herz ausgießen müssen, oder denen genügt, wenn man ihnen nur zuhört» (37). Daher sind auch persönliche Bekenntnisse über eigene seelische Belange selten, und die Reihe der Familienbriefe ist, wohl mit Ausnahme der Göttinger Episteln an die Stiefschwester Marie, zwar mit Humor reich gewürzt, aber doch dem Konventionellen verhaftet. Gotthelf schrieb Briefe aus Not, nicht aus Passion, wie er denn auch sonst das Schreiben aus Not betrieb: «Je mehr mir das Schreiben peinlich wird und die Feder nur mit einer Art Grauen von mir angerührt wird, desto mehr werde ich zu dieser Kreuzigung gezwungen», schreibt er an seinen Freund Burkhalter. Aber hinter dieser Not steht die größere Nötigung, steht die «lange verhaltene Kraft», die da ausbrach mit elementarer Gewalt, wie es der Bekenntnisbrief an seinen Vetter Carl Bitzius großartig bildhaft umschreibt (279 bis 283).

Aber auch der Politiker Gotthelf, der spätere Feind des Zentralismus, läßt sich hier schon spüren, wenn er jede obrigkeitliche Verfügung aufs schärfste überprüft und wenn er gegen den bernischen Schulmonarchen Ph. E. v. Fellenberg leidenschaftlich zu Felde zieht. Und wenn er schon in dieser Entwicklungsperiode bei aller Freiheitsbegeisterung mehr und mehr dem revolutionären Liberalismus kritisch gegenübersteht, weil er hinter ihm die materialistische Emanzipation wittert, so erkennen wir die ungeheuren Spannungen, in welchen dieser Kämpfer für die christliche Freiheitsidee lebte. Die Briefe sind denn auch, besonders die an Josef Burkhalter, für den politisch Interessierten von hervorragendem Wert.

Es sei hier in Kürze noch auf zwei weitere Publikationen hingewiesen, um welche die Literatur um Gotthelf im letzten Jahre bereichert wurde: Der Theologe *Jakob Amstutz* versucht in einer Abhandlung über die Frage *Was ist Verantwortung?* seine grundsätzlichen Erkenntnisse über die juristische, philosophische und theologische Deutung dieses Begriffs an Werken und Gestalten Gotthelfs zu illustrieren [2]). Verantwortung kann nach Amstutz nicht bestehen ohne den Glauben an eine übernatürliche, verantwortlich machende Instanz, an Gott. Amstutz erweist klar, daß der Verlust dieser transzendenten Verantwortlichkeit den Verlust der geistigen Substanz des Menschen schlechthin bedeute. Der Mensch darf aber auch nie nur der Sphäre des «Verantworteten», des anvertrauten Gutes, angehören; er muß sich, sofern er Mensch werden will, zum klaren Wissen um diese seine Einordnung in den christlich-göttlichen Kosmos durchringen. Darin liegt die große Aufgabe, den Menschen zu dieser von der göttlichen Liebe getragenen Verantwortung hinzuführen. Amstutz beleuchtet diese tiefen Zusammenhänge sehr überzeugend und mit Wärme, wenn auch manchmal etwas wenig belegt, an den Menschengestalten der gotthelfischen Dichtungen.

Weniger tiefgreifend, aber dafür leicht faßlich und mit prachtvollen Zitaten reich ausgestattet ist *Fritz Rittmeyers* Büchlein *Mutterherzen* [3]). Man möchte diese Schrift, in welcher sich «Jeremias Gotthelf als Deuter der Ehe» erweist, wie es der Untertitel ausdrückt, auf jeden neuen Familientisch wünschen. Das kleine Werk gibt zugleich mehr und weniger, als der etwas blumige Titel andeutet. Rittmeyer sucht dem Wesen der gotthelfischen Frauen überhaupt nachzugehen, freilich nicht ohne hie und da zu etwas voreiligen Behauptungen zu kommen. So wird man die Gestalt Anne Bäbis kaum befriedigend als vegetativ-arterhaltendes Wesen deuten können, selbst wenn sich der Verfasser auf namhafte Gotthelf-Interpreten stützt. Auch den Hinweis, daß das Verhältnis Mutter-Kind in den Werken selten in Erscheinung trete, wird man, gerade im Hinblick auf die Jowäger-Geschichte, kaum mit Ernst vertreten können. Was wir indes am stärksten in dieser mit Bildern Albert Ankers geschmückten Publikation vermissen, das ist ein Verzeichnis der zitierten Stellen. Wer eine Deutung geben will, muß das Gedeutete an Ort und Stelle überprüfen lassen, und auch den einfacheren Leser wird eine genaue Stellenangabe zu weiterer Lektüre anregen. *Karl Fehr*

---

[2]) Jakob Amstutz: Was ist Verantwortung? Das Problem der sittlichen Verantwortung mit besonderer Berücksichtigung seiner Lösung im Werk Jeremias Gotthelfs. Haupt, Bern 1947.

[3]) Fritz Rittmeyer: Mutterherzen. Jeremias Gotthelf als Deuter der Ehe. Zwingli-Verlag, Zürich 1947.

Kaßners «Neunzehntes Jahrhundert»

Daß das 19. Jahrhundert sich oft genug überschätzt hat, und daß man sich damals mit einer gewissen Naivität auf dem Gipfel der Entwicklung wähnte, ist nicht nur bekannt, sondern oft genug beanstandet worden. Auch ist es selbstverständlich, daß der Überschätzung der Väter und Großväter eine Unterschätzung durch die Söhne und Enkel folgte, und schließlich darf man erwarten, daß aus genügender Distanz jene wohlwollend sachliche Beurteilung einsetzen werde, von der man dann meint, sie werde der umstrittenen Sache gerecht. *Kaßner* nun ist weder Lobredner aus mangelnder Distanz, noch Spötter aus mangelnder Nähe. Er, dessen erste Publikation an der Schwelle des 20. Jahrhunderts erschien, gehört durch seine Jugend noch dem 19. an. Der Mann aber hat mit vollem Bewußtsein den Schritt ins 20. getan. Und gerade diese Zugehörigkeit zu beiden Zeiten ist es, was diesem Buch seine besondere Bedeutung gibt [1]).

Das Resultat seiner Untersuchungen formuliert Kaßner selbst in folgender Weise:

> «Zusammenfassend nenne ich das 19. Jahrhundert das des Individualismus und suche ihn mit allen anderen Richtungen desselben, wie Romantik, Realismus, Symbolismus, Sozialismus und dem, was man unter Liberalismus versteht, zu denken ... In Goethes Faust erblicke ich etwas wie den Mythos des Individualisten, wobei uns gleich die Paradoxie auffallen darf, daß ein so grundsätzlich gegen alles Mytische Eingestelltes wie der Individualismus einen Mythos haben soll, doch das Paradoxe bildet die Signatur desselben, ebenso wie die des ganzen Jahrhunderts von Anfang bis zu Ende». «Bei weiterer Zusammenfassung hat sich uns die Verkoppelung des Individualismus mit dem Willen, dem eigentlichen Losungswort, der Parole des Jahrhunderts, ergeben. Es wurde auch auf das Deutsche in der Willensvorstellung des Jahrhunderts aufmerksam gemacht, desgleichen auf die darin implizierte Dynamik». «Uns ist aber vor allem die Relation des Willens zu den Leidenschaften aufgefallen und deren Erörterung dringend erschienen».

Wenn dem noch hinzugefügt wird, daß Kaßner in der Mitte des Jahrhunderts eine Gleichgewichtsstörung feststellt, die vor allem in Schopenhauer und Wagner sichtbar wird, dann ist wohl in allerknappster Formulierung gesagt, was er über das 19. Jahrhundert ausführt.

Diese Zusammenfassung der *Hauptgedanken* gibt aber nicht nur ein unvollkommenes, sondern wahrscheinlich sogar ein falsches Bild. Wer nämlich erwartet, es handle sich hier um die vielleicht kluge, vielleicht geistreiche, vielleicht geniale Charakterisierung des 19. Jahrhunderts in der Art, wie sie unsere Kultur- oder Literatur-Historiker zu schreiben pflegen, der wird ziemlich sicher nicht auf seine Rechnung kommen. Er wird wahrscheinlich die Definition der Grundbegriffe und deren systematische Entfaltung vermissen. Wer allerdings so urteilt, der sucht bei Kaßner etwas, was er gar nicht geben will; er erwartet (in Kaßners Sprache gesagt) Erklärung von Phänomenen mit Hilfe des Verstandes — Kaßner aber will mit seinen Lesern Formen anschauen, wozu es vor allem der Einbildungskraft bedarf. Er erwartet ein schönes, geordnetes System, in dem er sich, nachdem er es studiert hat, frei bewegen kann —, Kaßner aber sagt: «Ich besitzte kein System und also auch nicht die Sprache des Systems. Deshalb muß ich mir alles in Dramen umwandeln und zum Gegner den Gegenspieler suchen».

Dieses Anschauens der Wirklichkeit mit der Einbildungskraft sind wir allerdings sehr ungewohnt, und es braucht eine gewaltige Umstellung von der gebräuchlichen Betrachtungsweise, in der wir alle erzogen sind, zu dem uns wenig vertrauten Sehen der Formen. Aber gerade das ist es, was uns Kaßner lehren will und was man bei ihm lernen kann, wenn man die nötige Bereitwilligkeit dazu mitbringt. Daß man darüber hinaus noch durch eine Fülle gewichtigster Einsichten, einprägsamer Formulierungen und leuchtender Bilder bereichert wird, ist eine Selbstverständlichkeit für jeden, der Kaßner nur ein wenig kennt. *Konrad Zeller*

---

[1]) Rudolf Kaßner: Das neunzehnte Jahrhundert. Rentsch, Erlenbach-Zürich 1947.

Ost und West

Überall ist in den letzten Jahrzehnten eine ernsthafte Auseinandersetzung mit den ostasiatischen Auffassungen aufgeflackert, ganz besonders aber in den angelsächsischen Ländern. Die Zeit der Fachgelehrten, der Indologen, Sinologen und Japanologen, ist teilweise überwunden; es sind jetzt Philosophen, Historiker, Psychologen, Dichter und Schriftsteller, die vom allgemein menschlichen und wahrhaft weltgeschichtlichen Standpunkt aus die Weisheit des Ostens zu ergründen suchen.

Es ist bezeichnenderweise ein Amerikaner, *F. C. Northrop,* Professor der Philosophie an der Yale-Universität, der mit seinem neuen Buche *The Meeting of East and West* das erste grundlegende Werk über diese Fragen herausgegeben hat — ein neuer Beweis dafür, wie erfolgreich die Amerikaner bemüht sind, auch bei der Diskussion geistiger Werte ihren Mann zu stellen [1]).

Der zentrale Unterschied zwischen Ost und West besteht nach Northrop darin, daß Ostasien hauptsächlich die *ästhetische* Komponente des Seins pflegte und vertrat, das Abendland jedoch die *theoretische.* (Zum *Osten* rechnet der Verfasser Indien — streng genommen das hinduistische Indien — und die Länder östlich davon, also nicht den Nahen Osten und Rußland und vor allem auch nicht die islamische Welt.) Diese beiden Komponenten bestehen unabhängig voneinander, sind jedoch komplementär. Eine jede kann nur aus sich selbst heraus verstanden werden und nicht mit den Mitteln der andern: Östliche Erkenntnisse lassen sich nicht mit Hilfe logischen Denkens begreifen oder erklären, ebensowenig wie die Atomtheorie nur auf Grund von Intuitionen aufgestellt werden konnte. Nur bei Berücksichtigung beider Komponenten kann nach Northrops Meinung eine neue Weltphilosophie und Weltkultur aufgebaut werden.

Der Autor gibt sich keineswegs mit einer pauschalen Skizzierung der Dominanten der beiden Kulturkreise zufrieden, sondern seine Stärke liegt gerade darin, daß er auch die Differenzierungen innerhalb dieser Kreise herausschält. Es kann wohl einem abendländischen Philosophieprofessor nicht verargt werden, wenn er dabei größere und gründlichere Fachkenntnisse bei der Schilderung der verschiedenen westlichen Strömungen verrät. Die ostasiatische Mannigfaltigkeit kommt wegen den simplifizierenden Verallgemeinerungen etwas zu kurz.

Überall in der westlichen Welt findet Northrop den gleichen Hauptzug, nämlich das Streben nach Auffindung und Erklärung des theoretischen Elements im Sein. Die hierbei im Laufe der Jahrtausende gefundene Wahrheit wurde im allgemeinen als Vernunft oder Logos bezeichnet und implizierte den westlichen Begriff des *Guten.* Daher wurde in allen westlichen Religionen auch das Göttliche mit dem Vernünftigen, nach Northrop dem männlichen Prinzip gleichgesetzt. Im Westen herrscht der Theismus mit dem Begriff des persönlichen Gottes.

In dieser theoretischen und zugleich theistischen Einstellung erblickt Northrop eine der Hauptursachen der vielen Kriege, von denen das Abendland immer wieder heimgesucht wurde. Nicht nur der persönliche Gott, oder gar der Stammesgott, ist seinem Wesen nach intolerant und kann Anlaß zu fanatischem Missionseifer geben, auch die Theorien sind es. Eine Theorie gilt als absolute Wahrheit so lange, bis ihr überzeugende Unstimmigkeiten nachgewiesen werden können, worauf dann jeweils wieder eine neue, abermals als absolut geltende Theorie aufgestellt wird. Das Aufeinanderfolgen verschiedenartiger philosophischer Systeme ist in der Denkart und damit auch in der wissenschaftlichen Arbeitsmethode des Westens begründet. Der Osten kennt diese Wandlungen der philosophischen Ansichten kaum; er trachtet in jeder Generation danach, die einmal begriffenen Wahrheiten wiederzufinden.

Die mit unseren logisch-intellektuellen Mitteln nicht faßbaren ostasiatischen Wahrheiten waren nach der Formulierung Northrops *intuitiv* gefunden. Sie sind unaussprechlich, jedoch nicht zufällig und unkontrollierbar. Die Praxis der Meditation, mit deren Hilfe die Ostasiaten zu ihren tiefsten Einsichten gelangen und die auch schon von vielen Abendländern erprobt wurde, hält der Autor für wissenschaftlich einwandfrei. Das mittels der Versenkungstechnik Gefundene, das sich nicht in

---

[1]) F. S. C. Northrop: The Meeting of East and West. An Inquiry concerning World Understanding. Macmillan Company, New York 1947.

Worten ausdrücken oder höchstens negativ umschreiben läßt, ist nicht einfach ein *Nichts,* sondern es könnte ebensogut ein unbeschreibliches *Etwas* genannt werden. Northrop bezeichnet es als *ästhetisches Kontinuum,* das seiner Darstellung nach in ein undifferenziertes und ein differenziertes Kontinuum zerfällt. Alles Seiende bestünde demnach in der Selbstverwirklichung des undifferenzierten ästhetischen Kontinuums durch Differenzierung. Hierin liegt das Identitätsgefühl begründet, das die Ostasiaten mit allem Seienden, dem Organischen sowie dem Anorganischen verbindet.

Das *Gute* wird bei den Ostasiaten nicht durch das theoretische Prinzip, das mit dem persönlichen und männlichen identisch ist, verkörpert, vielmehr durch das ästhetische, das nach Northrop mit dem unpersönlichen und weiblichen gleichgesetzt werden kann. Infolge dieser Grundeinstellung gelangen die Ostasiaten zu einer Relativierung aller Glaubensdogmen und rationalen Theorien; sie sind für sie wie alles Seiende nur die vergänglichen Differenzierungen des unvergänglichen undifferenzierten ästhetischen Kontinuums. Der Ostasiate ist im allgemeinen nicht bereit, sich solchen vergänglichen Dingen ganz und gar zu verpflichten oder ihnen gar Opfer zu bringen.

So weit die Grundgedanken des Buches. Im ganzen ein geglückter Versuch, den fundamental verschiedenen Standpunkten von Ost und West auf die Spur zu kommen. Der Hauptthese des Verfassers wird man weitgehend folgen können, wenn man sich auch zuweilen an der Formulierung stoßen mag, wie sich das bereits bei einer kritischen Betrachtung der Gegenüberstellung *theoretisch-ästhetisch* ergibt. Genau genommen wird durch diese Bezeichnung nämlich nur *ein* Aspekt des west-östlichen Verhältnisses charakterisiert. Dasselbe gilt für die Heranziehung des persönlichen und des unpersönlichen Prinzips. Ist aber die Einteilung *männlich-weiblich* überhaupt zutreffend? Man wird skeptisch, wenn man an die große Rolle des Yin- und Yang-Prinzips in den altchinesischen Auffassungen denkt. Ganz ablehnen müssen wir es daher auch, wenn Northrop das Leidenschaftliche und das Gefühlsmäßige als ostasiatische Wesenszüge hinstellt. Das Gefühlsmäßige und auch das Leidenschaftliche kennzeichnet u. E. ganz im Gegenteil die abendländische Art, denn das Gefühl gehört zum Verstand, ebenso wie der religiöse Glaube zur rationalen Theorie. Alle Ostasiaten sind letzten Endes ganzheitlich bestimmt, d. h. mit andern Worten, daß sie sich in allen wichtigen Fragen ebenso wenig wie auf den Verstand allein, auch nicht auf das Gefühl allein verlassen. Dies wird gerade auch bei der Technik der Meditationen deutlich, die ja vor allem darauf ausgeht, alle psychischen Funktionen, also auch Gefühl und Verstand, bei der Versenkung auszuschalten. Das Ziel der Meditationen ist weder das scharfe Nachdenken noch die Ekstase, sondern ein Zustand des ruhigen Wirkenlassens des Überbewußtseins.

Die Bedeutung dieses hochaktuellen Werkes wird aber durch solche anfechtbaren Punkte keineswegs geschmälert. Verblüffend ist es, wie viel unserer traditionellen Probleme wie Subjektivismus und Objektivismus, Determinismus und Freiheit, Individualismus und Kollektivismus, Materie und Geist usw. sich auf Grund seiner philosophischen These, nämlich der Anerkennung der Komplementarität der theoretischen und ästhetischen Komponente, als falsch gestellt und damit als belanglos erweisen.

Northrop ist nicht nur durch ostasiatische Anregungen, sondern auch durch die Befunde der modernen Naturwissenschaft zu seinen jetzigen Anschauungen gekommen. Er anerkennt Dinge, die auf Grund unseres traditionellen westlichen Denkens oder mit den Methoden unserer Wissenschaft nicht erklärbar sind, aber keinesfalls solche, die mit den Ergebnissen der Wissenschaft im Widerspruch stehen. Es geht ihm u. a. darum, die Kluft zwischen der Wissenschaft und dem christlichen Dogma zu überwinden. Er sucht das Weltbild der höchsten Vernunft (dieses Wort hier nicht im rationalen Sinne aufgefaßt!), in dem Theorien und Glaubensdogmen ihren zwar relativen, aber dennoch gültigen Platz erhalten. *Thomas Rimasen*

Russische Literatur

Für die Liebhaber ungewöhnlicher Literatur sind die *Briefe Alexander Puschkins* (*Bühl*-Verlag, Zürich 1945) eine ganz exquisite Gabe! Schön im äußeren Gewand, in Papier und Druck, und doppelt schön an Inhalt. Welch eine Lebensfülle, welch eine Vielseitigkeit, wieviel Temperament, Weisheit, Humor, Menschenkenntnis füllt diese Hunderte von Briefen des russischen Dichters, der wegen politischer Schriften verbannt, im Duell gefallen, von seinen geistigen Nachfahren, Turgeniew und Dostojewskij, als ihr Meister anerkannt wurde.

Nur eines ist bedauerlich, wie bei den Briefsammlungen so vieler großer Männer, daß die Antworten fehlen. So spannend die Briefe Puschkins zum großen Teil sind, so unbefriedigend sind sie für die Teilnahme des Lesers am Leben des Dichters, das dem Westeuropäer ja kaum bekannt ist. Deshalb scheint es mir zur Erlangung einer bedeutenderen Leserzahl unerläßlich, den Briefen eine eingehende Lebensbeschreibung des großen Russen voranzustellen.

Dr. *Waldemar Jollos* hat es unternommen, *Iwan Gontscharows* großen Roman *Oblomow* zu übersetzen, und zwar so zu übersetzen wie nicht nur ein Kenner der russischen Sprache, sondern auch ein Kenner der russischen Volksseele es zu tun vermag [1]). Man vergißt im Lesen, daß das Buch auf russisch geschrieben wurde, in so feinen und treffenden Nuancen weiß der Übersetzer das Typische in der Ausdrucksart Gontscharows wiederzugeben. Und es lohnt sich, dieses russischste aller Bücher dem Westen bekannt zu machen. Oblomow ist ein Symbol; allerdings für frühere unhaltbare Zustände, für eine Zeit, in der noch eine Herrenklasse sich unbefangen von der Sklavenarbeit einer großen Bevölkerungsschicht nährte. Aber Oblomow, dieser Träumer und Faulpelz im Extrem, ist dennoch sympathisch; er ist «reines Herzens», friedlich von Gemüt, immer auf der Suche nach einem stillen Glück und so ahnungslos über seine gänzlich unsoziale Geisteshaltung. Oblomow ist ein Meisterwerk der Weltliteratur, das man kennen sollte wie den Faust und den Don Quichote.

Der Held unserer Zeit von *Michael Lermontow,* übersetzt von *Fega Frisch,* ist das einzige vollendete Prosawerk des großen russischen Schriftstellers und hat ihm dennoch den Weltruhm gebracht [2]). Und warum? Weil er es wagte, die Wahrheit zu sagen. Nicht nur seiner Zeit der entarteten Gesellschaftsverhältnisse aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts, wo in der Nach-Napoleonischen Zeit der Offiziersstand sich jede moralische Hemmungslosigkeit gestattete und die Beamten ihre unbeschränkte Herrschaft über die Individuen ausübten, sondern der Menschheit überhaupt. Ein Petschorin tritt immer wieder und zu allen Zeiten auf: der elegante, bezaubernde und gänzlich amoralische Mann, der es versteht, das ethische Empfinden seiner Umgebung einzuschläfern und Recht gegen Unrecht wie ein Taschenspieler auszuwechseln. Lermontow lebte selber als Verbannter im Kaukasus; diese herrliche Landschaft umrahmt in wunderbarer Beschreibung die romantische und dämonische Figur Petschorins, die man auch mit Lord Byron verglichen hat.

Ein sehr russisches Buch ist der Roman *Die Mutter* von *Maxim Gorki* (*Mundus*-Verlag, Basel 1945). Es ist die Geschichte einer noch lebenden Frau, der «Mutter», wie sie der Russe von jeher verehrt hat, aber in die Zeit des früheren Rußland zurückversetzt. Die Russen nannten ja ihr Land: «Mütterchen Rußland», ihren größten Strom: «Mütterchen Wolga». «Mütterchen» ist der Ehrenname für jede Frau und in diesem Roman Gorkis ist die Mutter das Symbol für alle Kraft, für allen Willen, für alle Güte, die im russischen Volke liegen. Es ist ein meisterhaftes Werk, stark und überzeugend und unschätzbar zum Verstehen Rußlands, das dem Westen Rätsel über Rätsel aufgibt.

Viel weniger typisch, leichter und allgemein europäischer gesehen ist der Roman: *Die Geschichte meiner Schwester* von *Michael Ossorgin* (*Artemis,* Zürich 1945). Ein sehr anmutiges, psychologisch wahres Buch, das an eine Madame Bovary erinnern könnte, wenn die Tragik im Leben der Heldin nicht nur eine Pseudotragik wäre. Ein unerfülltes Leben breitet sich vor den Augen des Lesers aus, voller Verstehen vom Bruder gezeichnet, kein Dokument menschlicher Charakterstärke, aber immerhin ein sehr lesenswerter Roman. *Mary Lavater-Sloman*

---

[1]) Artemis, Zürich 1945.

[2]) Bühl-Verlag, Herrliberg-Zürich 1945.

Philosophie in der Schweiz

In den philosophischen Disziplinen ist schweizerisches Wesen nicht so schöpferisch wie auf andern Gebieten hervorgetreten. Die lebensnahe Denkweise unseres Volkes (dem auch ein gewisser nüchterner Utilismus nachgesagt wird) hat sich im allgemeinen besser in konkreteren Schaffensbereichen, etwa Rechtsgestaltung und Erziehung, Medizin und Technik, zu bewähren vermocht. Inwieweit aber ist philosophische Produktivität ein unentbehrlicher Faktor kulturellen und sozialen Aufstiegs? Die Funktion des Philosophierens ist innerhalb der geistig-menschlichen Anliegen noch keineswegs abgeklärt. War doch gerade Hegel davon überzeugt, daß der Anfang der Philosophie zusammenfalle mit der «Periode des Verderbens» in der Geschichte eines Volkes. Da bedarf es schon einer unverbildeten und vielseitigen Intelligenz, um gehaltvolle Besinnung zu scheiden von weltfremdem Konstruktionseifer. Daß aber ein gewissenhaftes Denken, erfüllt von Verantwortung für die engern und weiteren Gemeinschaften, gerade auch schweizerischem Geiste entspricht und bei uns gepflegt zu werden verdient — davon sind aufgeschlossene Kreise heute mehr denn je überzeugt.

Die von der *Marie Gretler-Stiftung* im Oktober 1945 in Zürich veranstalteten Vorträge über Philosophie in der Schweiz, die inzwischen in ihrer Schriftenreihe allgemein zugänglich gemacht worden sind, haben wiederum einen aktuellen Gegenstand zur Diskussion gestellt, nachdem 1942 Wissenschaft und Glaube, 1944 Nietzsche erörtert wurden [1]). Es ging hier nicht so sehr um das Thema einer «Schweizerischen Philosophie» als um die Fragen, wie die philosophischen Strömungen in unserem Lande bisher aufgenommen und verarbeitet worden sind, und wie in der Gegenwart grundsätzliche Besinnung geschieht und weiter gepflegt werden könnte. Bei der Stofffülle konnten indessen nicht alle Aspekte gleicherweise zur Geltung kommen, um so mehr als die einzelnen Beiträge von verschiedenartigen Gesichtspunkten ausgegangen sind.

Perceval Frutiger hat es unternommen, die Philosophie der welschen Schweiz in den letzten hundert Jahren, soweit sie aus dem Protestantismus hervorgegangen ist, zu umreißen und kritisch in ihrem Wesen wie ihren Verdiensten zu beleuchten, während *Karl Dürr* den Anteil der Schweiz an der Entwicklung der Logik (von Jak. und Joh. Bernoulli bis zu L. Euler, J. P. Troxler und A. Marty) untersucht. Den schweizerischen Beitrag zur Staatsphilosophie erläutert *Hans Barth* an den (nicht immer leicht faßlichen) «Nachforschungen» Pestalozzis, die hier eine aufschlußreiche Interpretation erfahren, wobei ihre bemerkenswerte Aktualität zutage tritt. Von allgemeinem Interesse dürfte hier namentlich die Begründung der sittlichen Autonomie des Menschen sein, die weittragende ethisch-politische Folgerungen nahelegt. Über die Aufnahme neuerer deutscher Strömungen in der Schweiz berichtet *Wilhelm Keller,* der sich den Existentialisten verpflichtet erweist und dabei übersichtlich in die Phänomenologie Husserls und Schelers und den Existentialismus Jaspers' und Heideggers einführt. Damit ist ein lebendiger Ausschnitt aus dem Ringen unserer Zeit nach sicheren Denkgrundlagen und nach neuer Verankerung im Dasein vermittelt.

Paul Häberlin umschreibt die künftigen Aufgaben der Philosophie in der Schweiz und betont dabei die Erziehung zu rückhaltloser Selbstbesinnung und Wahrhaftigkeit, sowie die Vertiefung und Abklärung einzelwissenschaftlicher Grundfragen. Als dringend erweist sich auch die Erörterung der Funktion grundlegender kultureller Betrachtungen in der Tagespresse, sowie der Wunsch nach vermehrten Stipendien bzw. Verdienstmöglichkeiten für junge Philosophiedozenten. «Wir wünschen für den geistigen Arbeiter in der Schweiz weder Bevorzugung noch Nachsicht, wir wünschen für ihn Gerechtigkeit». Die nicht minder aktuelle Frage einer philosophischen Bildung an der Mittelschule wird von *Eduard Scherrer* behandelt und durch einen Beitrag von *Hermann Frey* ergänzt. Scherrer charakterisiert die Fragen, von denen er als einer der seltenen Vertreter der Philosophie an einem staatlichen Gymnasium auszugehen pflegt. Daß indessen Philosophie eine Sonderanlage voraussetzt, betont Frey mit vollem Recht und befürwortet daher nicht so sehr einen ent-

---

[1]) Philosophie in der Schweiz. Rentsch, Erlenbach-Zürich 1946.

sprechenden Fachunterricht als eine philosophische Vertiefung der einzelnen Unterrichtsfächer und konkreten Lebensfragen.

Daß in der Tat durch eine produktive, aufgeschlossene Handhabung solchen Unterrichts, der freilich bedeutende Anforderungen an die Lehrerschaft stellt, auf die politische und kulturelle Haltung unseres Volkes nachhaltig eingewirkt werden könnte, steht wohl außer Zweifel. Doch kommt es zugleich auf die selbständige Initiative des Laien an, der vielfach in gleichem Maße berufen ist, sich den abendländischen Schicksalsfragen zuzuwenden. Bedürfen ja diese nicht einzig des systematischen Reflektierens, sondern vielleicht mehr noch einer allgemeinen Weisheit, die gleicherweise auf alle Persönlichkeitskräfte, auf Verstand wie Gefühl und Intuition angewiesen bleibt. *Oswald Brockhaus*

Neue Berner und Schweizer Heimatbücher

Die vorliegenden Hefte sind wie die vorhergehenden auf künstlerisch und wissenschaftlich hohem Niveau gehalten und geben Kunde von der Vielgestaltigkeit unserer Landschaft und Kultur.

Karl Ludwig Schmalz führt in seinem Heft über *«Münchenwiler»* in die interessante, wechselvolle Geschichte der bernischen Exclave unweit des Murtensees ein. Bild und Text lassen zuerst die ehemalige Cluniazenserabtei vor uns erstehen, sprechen dann vom Übergang von der geistlichen zur weltlichen Herrschaft, die in dem imposanten Schloßbau ihren adäquaten Ausdruck fand, erzählen des weitern von der Entwicklung der Exclave zur freien Bürgergemeinde und vom mehrfachen Wechsel des Ortes zwischen deutscher und welscher Sprachzugehörigkeit. — Sehr schön sind die der Bilderfolge eingefügten Aquarelle des Schlosses von Gabriel Lory fils. Die baulichen Entwicklungsphasen werden veranschaulicht durch ein Blatt aus der Bilderchronik von Diebold Schilling und durch mehrere Pläne. Am eindrucksvollsten aber spricht die Vergangenheit zu uns durch die prachtvollen Photographien der jetzt noch in Münchenwiler vorhandenen Monumente der früheren Jahrhunderte [1]).

Die *Bernischen Schliffscheiben* von *Rolf Friedrich Rutsch* machen uns in Bild und Wort bekannt mit einem Zweig der bernischen Volkskunst, der es wohl verdient, mehr beachtet zu werden. Besonders die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts, die Blütezeit der Schliffscheiben, ist durch zahlreiche Abbildungen vertreten; aber auch schon das Ende des 17. Jahrhunderts weist Rundscheiben auf, die zum Schönsten gehören, was diese Kunst in der Schweiz hervorgebracht hat (Tafel 23). Neben den Schliffscheiben werden uns auch Beispiele gezeigt von farbiger Malerei auf Glas und von einfarbigen Grisaillescheiben. — Der Text berichtet anschaulich vom Standort und der Herkunft der Scheiben [2]).

Im Jahr der Verfassungsfeier bringt *Walter Laedrach* ein Bündchen über *Bern, die Bundesstadt* heraus [3]). Der Bilderteil, zu dem der Photograph *Martin Hesse* die Aufnahmen besorgt hat, zeigt eine wohltuende künstlerische Geschlossenheit. Er macht uns vertraut mit dem Bern der Gotik, vertreten durch französische Kirche, Münster, Rathaus, den schönen Erker an der Keßlergasse, mit den Denkmälern des Barock, welcher namentlich das Straßenbild der Altstadt bestimmt und in der Heiliggeistkirche seinen reinsten Ausdruck gefunden hat, schließlich mit den Bauten der Jahrhundertwende: Universität und Parlamentsgebäude. — Die gewandte und sachkundige Feder Laedrachs kommentiert die Bundesstadt vom Standpunkt ihrer politischen, ihrer Bau- und Kulturgeschichte und wirft interessante Streiflichter auf bernische Arbeit und bernisches Wesen.

Ein noch wenig bekanntes Gebiet erschließt uns der Bilderband von *Eduard Gerber* und *Karl Ludwig Schmalz* über *Findlinge* [4]). Diese erratischen Blöcke sind

---

[1]) Karl Ludwig Schmalz: Münchenwiler. Berner Heimatbücher, Nr. 31.

[2]) Rolf Friedrich Rutsch: Bernische Schliffscheiben. Berner Heimatbücher, Nr. 32.

[3]) Walter Laedrach: Bern, die Bundesstadt. Berner Heimatbücher, Nr. 33.

[4]) Eduard Gerber und Karl Ludwig Schmalz: Findlinge. Berner Heimatbücher, Nr. 34.

nicht nur geologisch interessant, sondern auch von Geheimnis umwittert, dienten sie doch offenbar in heidnischer Zeit noch vielfach kultischen Zwecken (vgl. die sogenannten Schalensteine). Photographien, Text und Zeichnungen erläutern auch dem Laien auf einfache und doch wissenschaftlich reich dokumentierte Weise die Herkunft der Blöcke, an denen der Kanton Bern auch heute noch besonders reich ist, ihre Bedeutung als Kultsteine, ihre Ausbeutung als Baumaterial und ihren endlichen Schutz. Die schönen photographischen Aufnahmen verlocken zu Entdeckerfahrten auf den Spuren dieser gewaltigen Zeugen der Eiszeit. Dem Heft ist ein Vorwort von Herrn Forstdirektor Stähli beigegeben, der in warmen Worten denen dankt, die sich bis jetzt für die Erhaltung der Findlinge eingesetzt haben.

Bald durch anspruchslose Türlein, bald durch imposante Torbauten führt uns *Walter Laedrach* in seiner Reise durch die Schweiz auf den Spuren noch erhaltener *Stadttore* [5]). Und beim Durchblättern des reichhaltigen Heftes entdeckt man beschämt, wie schlecht man eigentlich seine Heimat mit ihrer Kleinstadtromantik noch kennt. Im Text gibt der Verfasser reich dokumentierte Aufschlüsse über die Geschichte des Stadttores, über seinen einstigen Zweck und über die Tragik, die sein Dasein vielerorts besiegelt hat.

In ihrer Monographie über *Lausanne* geben uns *Jean-Charles* und *Elisabeth Biaudet* einen sorgfältigen Überblick über Entstehung und Entwicklung der Stadt [6]). Die Arbeit des Mitgehens wird einem wesentlich erleichtert durch die zahlreichen in den Text eingestreuten Skizzen der jeweiligen Stadtpläne, gezeichnet von den Lausanne Architekten Quillet und Kammer. Auch der Bilderteil läßt mit Reproduktionen alter Gemälde das ehemalige Lausanne erstehen. Die Photographien führen durch die heutige Alt- und Neustadt, sind aber künstlerisch nicht alle gleich wertvoll. Der Umschlag von Rudolf Mumprecht stellt eine Glasmalerei aus der Rose des südlichen Querschiffes der Kathedrale dar.

Mit den Augen der Künstlerin schauend und mit dem Stift der Dichterin kommentierend, enthüllt uns *Cécile Lauber* die Schönheiten *Luzerns* [7]): die Altstadt mit ihren Kirchen, Türmen und Brücken, ihren heimeligen Plätzen und poesievollen Durchblicken auf Wasser oder Gebirge, aber auch das bekannte Luzern mit seinem Löwendenkmal und das moderne mit seiner St. Karlikirche. Es ist Luzern «anders gesehen» als durch die Schilderungen der Reisehandbücher und gerade deshalb eine wertvolle Ergänzung dessen, was man landläufig über die Stadt weiß. — Der Umschlag von Mumprecht stellt zwei Szenen aus dem Totentanz Jakob von Wyls im Regierungsgebäude von Luzern dar. *Helene von Lerber*

Von Sprachwandel und Sprachpflege

Das 100 Seiten starke Heft enthält eine Sammlung von Vorträgen, die Dr. *Hans Sommer* am Radio und vor der Elternschaft einer Sekundarschulgemeinde gehalten hat *). Der Verfasser hat, wie manche andere Schweizer Germanisten, früher schon eine Lanze für unsere Mundarten gebrochen. Soll man sich dem Lauf der Zeit und damit auch dem Wandel der Kultur entgegenstellen und das, was untergehen will, künstlich aufrecht zu erhalten suchen? Sommer selbst nimmt im Abschnitt *Von der Entwicklung der Sprache* Stellung zu diesem Problem und räumt ein, daß die Schriftsprache uns täglich beeinflußt durch Schule, Zeitung, Radio, Film und viel anderes mehr. Nun aber entscheidet es sich, ob wir aus Gedankenlosigkeit und Nachlässigkeit unsere Dialektformen durch das Schriftdeutsche abschleifen lassen wollen, oder ob wir als Schweizer wissen, daß unsere Mundarten eben nicht bloß veraltete Sprach-

---

[5]) Walter Laedrach: Schweizerische Stadttore. Schweizer Heimatbücher, Nr. 18.

[6]) Jean-Charles und Elisabeth Biaudet: Lausanne. Schweizer Heimatbücher, Nr. 19.

[7]) Cécile Lauber: Luzern. Schweizer Heimatbücher, Nr. 20.

Alle Hefte sind im Verlag Paul Haupt, Bern, erschienen.

*) Hans Sommer: Von Sprachwandel und Sprachpflege. Francke, Bern 1945.

formen sind, die man ruhig als einer vergangenen Zeit zugehörig fallen lassen darf, sondern daß die Sprache zu unserm Wesen und zu unserer Eigenart gehört. Deshalb sollen wir verantwortungsbewußt die Mundart pflegen, die wohl der sinnfälligste Ausdruck unserer Individualität ist. Sommer fordert vor allem Schule und Elternhaus auf, darüber zu wachen.

Der Leser erfährt in den einzelnen Abschnitten manch interessantes kulturgeschichtliches Detail, wie z. B. die Herkunft der Redensart von den «langen Fingern» der Thurgauer oder den Ursprung des «Basler Peppi» u. a.

Das gute wissenschaftliche Fundament und der flüssige Stil des Vortragenden vor einem gemischten Publikum machen die Lektüre des Heftes leicht und angenehm.

Martha Greiner

Verantwortliche Schriftleitung: Dr. Jann von Sprecher, Postfach Zürich 22, Tel. 24 46 26. Verlag und Versand: Postfach Zürich 39, Tel. 23 44 50. Druck: A.-G. Gebr. Leemann & Co., Zürich 2, Stockerstr. 64. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.